

Judithe Little

Die Schwestern
CHANEL

Roman



HarperCollins

Judithe Little

DIE SCHWESTERN CHANEL

Roman

*Aus dem amerikanischen Englisch von
Julia Walther*

Harper
Collins

HarperCollins®

Die Originalausgabe erschien 2020 unter dem Titel
The Chanel Sisters bei Graydon House, New York.

© 2020 by Judithe Little
Copyright © 2021 für die deutschsprachige Ausgabe
by HarperCollins
in der HarperCollins Germany GmbH, Hamburg

E-Book-Produktion: [GGP Media GmbH](#), Pößneck

ISBN E-Book 9783959675987

www.harpercollins.de

Werden Sie Fan von HarperCollins Germany auf [Facebook!](#)

Aubazine prägte uns, und einiges davon sollte für immer ein Teil von uns bleiben. Das Bedürfnis nach Ordnung. Eine Vorliebe für Schlichtheit und saubere Gerüche. Eine gewisse Sittsamkeit. Die Wertschätzung handwerklichen Könnens, perfekt ausgeführter Nadelstiche. Der beruhigende Kontrast zwischen Schwarz und Weiß. Stoffe, rau und ungleichmäßig, von Bauern und Waisen. Die Rosenkränze, die die Nonnen um die Taille trugen wie Kettengürtel. Die mystischen Mosaikbilder mit Sternen und Halbmonden im Korridor, die als *bijoux de diamants*, als Halsketten, Armbänder und Broschen wiederauftauchen würden. Die sich wiederholenden Muster in den Buntglasfenstern von in sich greifenden »C«s, die zu einem Symbol von Luxus und Status werden würden. Sogar das alte Kloster selbst, so riesig und leer, das uns Raum zum Träumen gab, wo die Möglichkeiten grenzenlos schienen.

All die Jahre in der Rue Cambon, in Deauville, in Biarritz dachten die Leute, sie würden mit Chanel Glamour erwerben, Pariser Schick. Doch was sie in Wirklichkeit kauften, waren die Ornamente unserer Kindheit, Erinnerungen an die Nonnen, die zivilisierte Menschen aus uns machten, an das Kloster, das uns beherbergt hatte.

Eine Illusion von Reichtum, entsprungen aus den Lumpen unserer Vergangenheit.

EIN FALL FÜR DIE WOHLFAHRT
AUBAZINE
1897-1900

1

In späteren Jahren dachte ich oft an jenen kalten Märztag im Jahr 1897 im Waisenhaus des Klosters von Aubazine zurück.

Wir *orphelines*, allesamt elternlose Mädchen, saßen im Kreis und nähten. Die Stille des klösterlichen Handarbeitsraumes wurde nur dann und wann von mir unterbrochen, weil ich meinen Sitznachbarinnen etwas zuflüsterte. Als ich Schwester Xaviers Blick spürte, verstummte ich rasch und tat, als wäre ich völlig in die Arbeit vertieft. Ich rechnete damit, dass sie mich wie üblich schelten würde: *Hüte deine Zunge, Mademoiselle Chanel*. Stattdessen näherte sie sich meinem Platz neben dem Ofen, wobei es wie bei allen Nonnen schien, als würde sie schweben. Den Falten ihres schwarzen Wollrocks entstieg der Geruch von Weihrauch und vergangenen Jahrhunderten. Ihre gestärkte Haube bog sich unnatürlich gen Himmel, als könnte sie jeden Moment emporgehoben werden. Ich betete, dass genau das geschehen möge, dass ein Lichtstrahl das spitze Klosterdach durchbrechen und Schwester Xavier in einem leuchtenden Schein heiliger Erlösung in die Wolken entschweben würde.

Solche Wunder geschahen jedoch nur in Gemälden von Engeln und Heiligen. Sie blieb auf Höhe meiner Schulter stehen, düster und bedrohlich wie eine Sturmwolke über den bewaldeten Hängen des Zentralmassivs draußen vor dem Fenster. Sie räusperte sich, um dann grimmig zu verkünden, als wäre sie der Heilige Römische Kaiser höchstpersönlich:

»Du, Antoinette Chanel, redest zu viel. Deine Näharbeit ist schlampig. Du bist immerzu am Tagträumen. Ich fürchte, wenn du nicht aufpasst, wirst du genauso enden wie deine Mutter.«

Mein Innerstes zog sich zusammen. Ich musste mir auf die Zunge beißen, um nichts zu erwidern. Stattdessen sah ich zu meiner Schwester Gabrielle hinüber, die auf der anderen Seite des Raumes bei den älteren Mädchen saß, und verdrehte die Augen.

»Hör nicht auf die Nonnen, Ninette«, sagte Gabrielle einmal zu mir, nachdem wir zur Pause in den Hof entlassen worden waren.

Wir saßen auf einer Bank, umgeben von kahlen Bäumen, die genauso erfroren aussahen, wie wir uns fühlten. Warum verloren sie ihre Blätter ausgerechnet in der Jahreszeit, in der sie diese am dringendsten brauchten? Neben uns warf Julia-Berthe, unsere älteste Schwester, einer Schar Krähen Brotkrumen aus ihren Taschen zu. Die Vögel kämpften krächzend um den besten Platz.

Um meine Hände zu wärmen, zog ich sie in die Ärmel hinauf. »Ich werde nicht wie unsere Mutter enden. Ich werde überhaupt nichts von dem sein, was die Nonnen behaupten. Noch nicht mal das, von dem sie behaupten, dass ich es *nicht* werden kann.«

Darüber mussten wir lachen, ein bitteres Lachen. Als vorübergehende Hüterinnen unserer Seelen dachten die Nonnen pausenlos an den Tag, an dem wir in die Welt hinausgehen würden. Was würde aus uns werden? Wo würden wir unseren Platz finden?

Inzwischen waren wir seit zwei Jahren im Kloster und an die Prophezeiungen der Nonnen gewöhnt, ob während der Chorprobe oder mitten im Unterricht, wenn wir Schönschreibübungen machten oder die Könige Frankreichs aufsagten.

Du, Ondine, wirst mit dieser Handschrift nie die Frau eines Geschäftsmannes werden.

Du, Pierette, mit deinen ungeschickten Händen wirst niemals Arbeit bei einer Bauersfrau finden.

Du, Hélène, mit deinem schwachen Magen wirst nie die Frau eines Metzgers werden.

Du, Gabrielle, musst darauf hoffen, dir als Näherin deinen Lebensunterhalt zu verdienen.

Du, Julia-Berthe, musst auf den Ruf des Herrn hoffen. Mädchen mit einer solchen Figur wie du sollten besser im Kloster bleiben.

Mir war vorausgesagt worden, mit etwas Glück könnte ich einen Ackerbauern überreden, mich zu heiraten.

Ich zog die Hände aus den Ärmeln und hauchte sie an. »Ich werde keinen Ackerbauern heiraten«, erklärte ich.

»Und ich werde keine Schneiderin«, sagte Gabrielle. »Ich hasse Nähen.«

»Was werdet ihr dann?« Julia-Berthe sah uns mit großen, fragenden Augen an. Die Leute sagten, sie wäre zurückgeblieben, nicht ganz richtig im Kopf. Für sie war alles einfach, schwarz-weiß wie die Ordenstracht der Nonnen. Wenn die Nonnen etwas sagten, dann würde das auch so sein.

»Irgendetwas Besseres«, antwortete ich.

»Was ist etwas Besseres?«, fragte Julia-Berthe.

»Es ist ...«, begann Gabrielle, doch sie beendete den Satz nicht.

Sie wusste genauso wenig wie ich, was »etwas Besseres« wäre, doch mir war klar, dass auch sie es spürte, dieses Kribbeln in den Knochen, tausend kitzelnde Federn auf der Haut. Wir hatten Rastlosigkeit im Blut.

Die Nonnen erklärten, wir sollten mit unserer Stellung im Leben zufrieden sein, denn das wäre gottgefällig. Doch wir konnten nie zufrieden sein, dort, wo wir waren, mit dem,

was wir hatten. Wir stammten von einer langen Reihe fahrender Händler ab, von Träumern, die über verschlungene Straßen zogen, im sicheren Glauben, dass »etwas Besseres« gleich dort vorne auf sie wartete.

2

Bevor die Nonnen uns bei sich aufnahmen, waren wir die meiste Zeit hungrig gewesen und unsere Kleidung zerrissen und schmutzig. Wir sprachen nur Patois, diesen alten französischen Dialekt. Lesen oder schreiben konnten wir auch kaum, weil wir nie lange zur Schule gegangen waren. Die Nonnen bezeichneten uns als »Wilde«.

Unsere Mutter Jeanne arbeitete täglich viele Stunden, um uns zu ernähren und damit wir ein Dach über dem Kopf hatten. Sie war zwar da, aber nicht wirklich anwesend. Ihr Blick wurde so flach, dass ihre Augen uns gar nicht richtig anzusehen schienen. Stattdessen suchten sie nach Albert, immer nur Albert. Unser Vater war für gewöhnlich unterwegs, um alte Korsetts oder Gürtel oder Strümpfe feilzubieten. Er war nicht imstande, an einem Ort länger zu verweilen, und unsere Mutter, eine Närrin der Liebe, jagte ihm stets hinterher, wenn er nicht wie versprochen zurückkehrte. Endlose Landstraßen schleifte sie uns entlang, egal zu welcher Jahreszeit.

Sie waren lange genug zusammen, dass unsere Mutter jedes Mal schwanger wurde, bevor Albert uns wieder monatelang allein ließ und wir uns ohne Geld durchschlagen mussten. Unsere Mutter arbeitete als Wäscherin, als Magd, was auch immer sie finden konnte, bevor sie mit einunddreißig an der Schwindsucht starb, überarbeitet und mit gebrochenem Herzen.

Nach ihrem Tod wollte uns keines der Familienmitglieder haben, vor allem nicht unser Vater. Es hätte uns nicht überraschen sollen. Wie konnte er mit uns allen im

Schlepptau von Markt zu Markt – und von Bett zu Bett – ziehen? Und doch, sollten sich Väter nicht eigentlich um ihre Kinder kümmern?

Wir waren drei Mädchen und zwei Jungen. Julia-Berthe, die Älteste, dann kam Gabrielle, dann Alphonse, dann ich, dann Lucien. Alphonse war gerade mal zehn gewesen und Lucien sechs, kaum größer als Garnspulen, als unser Vater sie zu »Kindern des Armenhauses« erklärte. Er verschwendete keine Zeit, bevor er sie einer Bauernfamilie als kostenlose Kinderarbeitskräfte überließ und uns bei den Nonnen ablud. In den drei Jahren, die wir nun bei den Nonnen waren, hatten wir kein Wort von unseren Brüdern gehört.

In der Zwischenzeit lebte unser Vater sein freies Leben, wie er es immer getan hatte, und kümmerte sich nur um sich selbst.

»Ich komme wieder«, hatte er mit dem goldenen Lächeln eines Verkäufers zu meinen Schwestern und mir gesagt, als er uns an der Schwelle des Klosters absetzte. Er tätschelte Gabrielles stolzen Kopf, ehe er in seinem Karren am Horizont verschwand.

Julia-Berthe, die Veränderungen nicht mochte, war untröstlich, denn sie verstand nicht, wo unsere Mutter hingegangen war.

Gabrielle war viel zu wütend, um zu weinen.

»Wie kann er *mich* zurücklassen?«, sagte sie immer wieder. »Ich bin doch seine Lieblingstochter.« Und: »Wir können uns problemlos um uns selbst kümmern. Das tun wir doch sowieso schon seit Jahren. Wir brauchen diese alten Damen nicht, die uns sagen, was wir tun sollen.« Und: »Wir gehören nicht hierher. Wir sind keine *Waisenkinder*.« Und: »Er hat gesagt, er kommt zurück. Dann tut er das auch.«

Ich, damals acht Jahre alt, weinte ganz verwirrt, denn die seltsamen Bräuche der Nonnen waren mir fremd. Ihre raschelnden Ordenstrachten, die klappernden Rosenkränze,

die von ihren Gürteln baumelten, die wie Geister vorbeischwebenden Wolken aus Weihrauch, der durchdringende Seifenlaugengeruch.

Das Kloster war das genaue Gegenteil von allem, was wir kannten. Man sagte uns, wann wir aufstehen mussten, wann essen, wann beten. Der Tag war in verschiedene Aufgaben aufgeteilt: Unterricht, Katechismus, Näharbeiten, Haushaltsführung, unterbrochen vom Angelusläuten und den vorgeschriebenen Gebeten. »Müßiggang«, wiederholten die Nonnen endlos, »ist aller Laster Anfang.«

Selbst die einzelnen Wochentage waren untergliedert, die Wochen, die Monate des Jahres waren in das unterteilt, was die Nonnen die Zeiten der Liturgie nannten. Statt dem 15. Januar oder 21. März oder 9. Dezember handelte es sich um den zwölften Sonntag im Jahreskreis oder den Montag der ersten Fastenzeitwoche oder den Mittwoch der dritten Adventswoche. Das Leben nach dem Tod war unterteilt in Hölle, Fegefeuer und Himmel. Wir erfuhren alles über die Zwölf Früchte des Heiligen Geistes, die Zehn Gebote, die Sieben Todsünden, die Sechs Heiligen Feiertage, die Vier Kardinalstugenden.

Wir lernten alles über den heiligen Stephan, einen buckligen Mönch, dessen Grab sich im Altarraum befand. Obenauf lag er ausgestreckt als Steinstatue mit weiteren in den Stein des Baldachins eingemeißelten Mönchen. Während des Gottesdienstes wanderte mein Blick die verschlungenen Bögen der Buntglasfenster entlang, die sich überschneidenden Kreise, die aussahen wie »C«s für Chanel - für die ewige Verbundenheit mit meinen Schwestern. Ich wollte nicht darüber nachdenken, was sich in diesem Grab befand, die alten Knochen, eine leere Kutte aus Sackleinen.

»Hier gibt es Geister«, flüsterte Julia-Berthe mir oft mit großen Augen zu. Es gab heilige Geister, unheilige Geister,

Geister aller Art, die die Flammen der Votivkerzen flackern ließen und sich in Ecken und schmalen Korridoren versteckten, um Schatten an die Wände zu werfen. Die Geister unserer Mutter, unseres Vaters, unserer Vergangenheit.

Manchmal, wenn wir uns morgens wuschen oder wenn wir abends stumm unsere Gebete sprachen, packte Julia-Berthe mich plötzlich am Arm und drückte zu. »Ich habe Träume nachts, schreckliche Träume.« Mehr wollte sie mir nicht sagen. Ich fragte mich, ob es wohl derselbe Traum war wie meiner: unsere Mutter in einem Bett ohne Decke, ein blutiges Taschentuch in der Hand, bittere Kälte, die durch die dünnen Wände dringt, ihre Augen geschlossen, ihr dünner Körper reglos.

Ich brachte mir bei, mitten in diesen Träumen aufzuwachen, damit ich das Bild abschütteln und zu Gabrielle ins Bett kriechen konnte. Sie ließ zu, dass ich mich an sie kuschelte wie früher, als wir noch klein waren – vor Aubazine hatten wir nie eigene Betten gehabt –, und mich von der Hitze ihres Körpers trösten ließ, vom gleichmäßigen Rhythmus ihres Atems, bis ich wieder einschlief.

Dann, viel zu früh am Morgen, noch vor Sonnenaufgang, ertönten die Glocken. Schwester Xavier stürmte in den Schlafsaal, klatschte in die Hände und verkündete mit ihrer zu lauten Stimme: »Wach auf, meine Herrlichkeit! Wacht auf, Psalm und Harfe!«

Danach begann die Schelte.

»Schneller, Ondine, schneller. Sonst kommt der Tag des jüngsten Gerichts, bevor du deine Schuhe anhast!«

»Hélène, du hast viel zu beten. Beeile dich!«

»Antoinette, hör auf, mit Pierette zu tuscheln, und mach dein Bett neu. So ist es schlampig!«

Die Nonnen von Aubazine gaben uns ein Dach über dem Kopf. Sie gaben uns zu essen. Sie versuchten, unsere Seelen

zu retten und uns zu zivilisieren, indem sie Struktur und Ordnung in unsere Tage brachten. Doch die Leere in unseren Herzen konnten sie nicht füllen.

3

Tage, Wochen, Monate, gewöhnliche Zeiten, außergewöhnliche Zeiten. Die Routinen, anfangs so beruhigend, wurden ermüdend. Dann, eines stickigen Julimorgens im Jahr 1898, unserem dritten im Kloster des Ordens de Saint Cœur de Marie, änderte sich alles.

»*Mesdemoiselles*«, sagte die Mutter Oberin, als Gabrielle, Julia-Berthe und ich das Geschirr vom Frühstück in die Küche trugen. »Ihr werdet im Besucherzimmer erwartet.«

Wir? Wir wurden nie ins Besucherzimmer gerufen. Außer ...

Das Herz klopfte mir bis zu Hals.

War es möglich, dass unser Vater endlich gekommen war, um uns zu holen?

Wir folgten der Mutter Oberin den Korridor hinunter. Ich strich meinen Rock glatt, befühlte meine Zöpfe, in der Hoffnung, dass sie ordentlich waren. Neben mir sah ich Gabrielle dasselbe tun. Sie war diejenige, die all die Jahre behauptet hatte, er würde zurückkommen. Sie hatte sich eingeredet, er sei nach Amerika gegangen, um dort sein Glück zu machen, und würde dann reich zurückkehren.

Als wir schließlich das Besucherzimmer erreichten und die Nonne die Tür öffnete, hielt ich den Atem an, in Erwartung eines Mannes mit dem Grinsen eines Charmeurs, den Händen eines Bauern - unseres Vaters. Stattdessen sah ich bloß eine ältere Dame mit freundlichem Gesichtsausdruck. Sie trug geschnitzte Holzpantoffeln, genannt *sabots*, einen dicken grauen Rock, Hanfstrümpfe und eine Hemdbluse mit verblasstem Muster.

Großmutter Chanel?

»Mémère.« Julia-Berthe stürzte auf die alte Dame zu, um sie zu umarmen, als könnte sie so unerwartet wieder verschwinden, wie sie aufgetaucht war.

Ich starrte sie an, noch überraschter, als wenn es Albert gewesen wäre.

»Sie können sich ja gar nicht vorstellen, wie beruhigend das für uns war all die Jahre«, erklärte Mémère der Mutter Oberin, »von Markt zu Markt zu reisen und zu wissen, dass unsere lieben Enkeltöchter bei Ihnen gut aufgehoben sind. Das ist kein leichtes Leben da draußen auf der Straße, und nun sind wir zu alt dafür.« Sie schnalzte mit der Zunge, wie alte Leute das gerne tun. Dann bot sie uns Zitronenpastillen an.

Sie und Pépère hatten ein kleines Haus in Clermont-Ferrand gemietet, einem mit dem Zug nicht weit entfernten Ort, und wir waren für ein paar Tage dorthin eingeladen, um den vierzehnten Juli zu feiern, den Nationalfeiertag zum Gedenken an den Sturm auf die Bastille. Wenigstens kamen wir aus dem Kloster raus, und sei es auch nur für kurze Zeit.

Ich sprach nicht aus, was ich dachte, und Gabrielle gewiss ebenso: *Vielleicht würde unser Vater in Clermont-Ferrand sein. Vielleicht wartete er dort auf uns.*

Irgendwo tief in dieser Leere in meinem Innern, die eigentlich mit Liebe gefüllt sein sollte, konnte ich den Hoffnungsschimmer nicht auslöschen, so dumm es auch war, dass Albert zurückkehren würde. Nicht der alte Albert, aber ein neuer, der uns haben wollte.

Wir brachen auf, und Mémère scheuchte uns in einen Zug. In Clermont-Ferrand führte sie uns zu einem schiefen Häuschen mit nur einem Zimmer, das vollgestopft war mit wahllosem Kram zum Verkauf auf dem örtlichen Markt – platte Fahrradreifen, schimmelige Kisten, verkrustete Pfannen. Angeschlagenes, bunt zusammengewürfeltes

Geschirr reihte sich an den Wänden rund um den Herd entlang. Beim Anblick einer Sammlung alter, kaputter Gebisse, gelb und scheußlich, drehte sich mir der Magen um. Es war, als wäre nie etwas weggeworfen worden.

Vor lauter Gerümpel bemerkten wir das Mädchen in der Nähe des Bettes zuerst gar nicht. Sie war etwa fünfzehn, genauso alt wie Gabrielle, oder vielleicht auch sechzehn wie Julia-Berthe, und sie begrüßte uns mit einer Wärme und Begeisterung, die wir nicht gewohnt waren. »Gabrielle?«, sagte sie. »Julia-Berthe? Erinnerst ihr euch an mich? Und die kleine Ninette! Es ist schon so lange her. Auf einem der Jahrmärkte, glaube ich, da sind wir uns schon mal begegnet. Seht nur, wie hübsch ihr alle geworden seid.«

Sie hatte den gleichen langen Hals wie Gabrielle, die gleichen feinen Züge und den schmalen Körperbau, doch mit freundlicheren, sanfteren Kurven. Wie wir trug sie die Uniform einer Klosterschülerin, aber sie bewegte sich darin so leicht und anmutig, dass es gar nicht wie Klosterkleidung wirkte. Ich sah, wie Gabrielle eine Haarsträhne hinters Ohr strich. Wir mussten sie wohl ziemlich dümmlich angestarrt haben, denn schließlich mischte sich Mémère ein:

»Ihr dummen Mädchen, das ist Adrienne! Meine jüngste Tochter. Die Schwester eures Vaters. Eure Tante.«

»Tante?«, wiederholte Julia-Berthe. »Sie ist zu jung, um unsere Tante zu sein.«

»Und ob sie eure Tante ist. Ich sollte es schließlich wissen«, erklärte Mémère. »Ich habe neunzehn Seelen auf diese Welt gebracht. Euer Vater war der Erste, da war ich sechzehn, Adrienne die Letzte.«

»Das *grande finale*«, ergänzte Adrienne mit einem reizenden kleinen Knicks.

Eine Tante in Klosterschuluniform? Eine Tante in unserem Alter? Gabrielle und mir schien es die Sprache verschlagen zu haben.

»Ach, Mädchen, nun schaut doch nicht so verwirrt drein«, sagte Mémère. »Adrienne ist genau wie ihr. Sie geht auf eine Klosterschule in Moulins. Bevor der vierzehnte Juli vorbei ist, werdet ihr alle mehr wie Schwestern sein.«

Vielleicht lag es an diesem verwirrenden neuen Ort, aber einen seltsamen Moment lang schien Adrienne für mich eine Aura zu umgeben, eine Wolke aus goldenem Licht, die sie einhüllte wie die Heiligen auf den religiösen Abbildungen. Ich sah zu Gabrielle hinüber. Normalerweise mochte sie neue Leute nicht auf Anhieb, doch sie lächelte. Adrienne wirkte wie jemand, von dem wir etwas lernen konnten, und ich spürte, dass ich ebenfalls lächelte.

4

Die gute Adrienne. Ihr erster heiliger Akt bestand darin, uns aus diesem dunklen, vollgestopften Haus zu befreien. »Denn, Maman, ich bin schließlich ihre Tante«, erklärte sie mit Nachdruck und überzeugte Mémère, dass es angemessen wäre, uns die Stadt zu zeigen. »Das bedeutet, dass ich ihre Anstandsdame sein kann.«

Ehe Mémère etwas einwenden konnte, folgten wir Adrienne auch schon hinaus. Julia-Berthe, ganz ins Knöpfesortieren versunken, blieb bei unserer Großmutter.

Draußen spazierten wir die kopfsteingepflasterten Straßen entlang, und alles erwachte zum Leben. Die blau-weiß-roten Fahnen flatterten fröhlich von Gebäuden und Laternenmasten. Pferde zogen klappernd Kutschen hinter sich her. Lieferanten mit hochgekrempelten Ärmeln riefen sich Dinge zu, während sie Mehlsäcke oder Kisten mit Senfgläsern von Wagen wuchteten. Die Straßencafés waren laut und voller alter Männer, die kurz eine Tasse Kaffee tranken. Um die Marktstände drängten sich Frauen, um Äpfel und Melonen zu begutachten. Auf dem zentralen Platz des Städtchens errichteten Arbeiter unter lautem Hämmern Bühnen und Buden für die Feierlichkeiten des nächsten Tages.

Adrienne führte uns mit einer Leichtigkeit, und ich versuchte, sie zu imitieren, ein leichtes Lächeln auf den Lippen, den Rücken gerade. Im Schein ihres Lichts verblasste die Dunkelheit in mir. Ich konnte spüren, wie sie vom Wind davongetragen wurde.

Auf einmal blieb ich abrupt stehen, weil ich eine Art Zugwaggon entdeckte, der sich von allein die Straße entlangbewegte. Vorne waren keine Pferde angespannt. Es gab keinen Dampftrieb. Die Passagiere saßen ruhig darin, als wäre nichts Besonderes dabei. Kabel ragten aus dem Dach wie Fühler von einem Käfer, die zu weiteren Kabeln hinaufführten, die parallel zur Straße verliefen. Obendrauf befand sich ein Schild, auf dem in schöner Schrift geschrieben stand: *La Bergère Liqueur*.

Adrienne bemerkte mein Staunen. »*Le tram électrique*«, erklärte sie. »Habt ihr in Aubazine keine Tram? Wir in Moulins schon.«

Gabrielle schnaubte. »Alles, was wir in Aubazine haben, sind Ziegen. Und Kühe. Viele, viele Kühe. Und Schweinezüchter und Ackerbauern, die wir heiraten sollen, wenn es nach den Nonnen geht. Da ist nichts *électrique*.«

»Aubazine ist so langweilig. Was habt ihr in Moulins noch so?«, fragte ich Adrienne.

Ihre Augen leuchteten auf. »Die Kavallerie. Es gibt eine Kaserne mit Soldaten. Gut aussehende. Sie tragen hohe Lederstiefel und Jacken mit Messingknöpfen. Und leuchtend rote Reithosen. Die solltet ihr mal sehen. Sie stolzieren herum wie Gockel in einem Hühnerstall. Wir bewundern sie, aber nur aus der Ferne.«

Ich seufzte. »Ich wünschte, wir hätten etwas zum Bewundern.«

»Aber das habt ihr doch«, erwiderte Adrienne mit spitzbübischem Lächeln. »Kommt mit, ich zeige es euch.«

Wir folgten ihr bis ans Ende der Straße. Dort bog Adrienne ab und führte uns durch einen hohen Backsteinbogen, hinter dem sich ein Park erstreckte.

»*Voilà*«, sagte sie.

Wir blieben am Eingang stehen, um den Anblick, der sich uns bot, in uns aufzunehmen. Kieswege schlängelten sich

durch hohes smaragdgrünes Gras. Ein Teich schimmerte in der Sonne. Zwei weiße Schwäne mit elegant gebogenen langen Hälsen trieben träge nahe dem Ufer. Bäume raschelten im leichten Wind. Das emsige Treiben der Stadt verblasste. Stattdessen flanierten Damen und Herren in edler Kleidung die Wege entlang. Menschen, die, im Gegensatz zu denen außerhalb des Parks, offenbar nichts zu tun hatten, als verfolgten auch sie wie die Schwäne kein anderes Ziel, als die Szenerie zu verschönern.

»Sie sind alle so ... so ...« Mir fehlte das richtige Wort. Eindrucksvoll? Dekorativ? Exotisch?

»Reich«, ergänzte Adrienne ehrfürchtig. »Sie sind alle so reich.« Als sie einen Schritt nach vorn trat, zögerten Gabrielle und ich. »Kommt schon«, sagte sie lachend, »die beißen nicht. Um genau zu sein, werden sie uns überhaupt nicht bemerken.«

Sie führte uns zu einer schattigen Bank in der Nähe des Teiches, von wo aus wir diese Leute beobachteten, die noch faszinierender waren als *le tram électrique*. Die Herren trugen trotz der Hitze edle Anzüge mit schicken Jacketts und gestreiften Hosen und dazu steife Strohhüte. In einer Hand schwenkten sie Spazierstöcke, obwohl sie nicht hinkten, und schritten mit vornehmem Selbstbewusstsein neben zarten Frauen her, die in viele Schichten feiner weißer Spitze gehüllt waren. Spitzenrüschen. Spitzenkrägen. Röcke mit Spitzensaum. Spitzensonnenschirmchen. Die Damen trugen Hüte mit breiter Krempe, so ausladend wie die Hauben der Nonnen, aber mit übergroßen Blumen, riesigen, dramatischen Federn und in manchen Fällen sogar bunten, ausgestopften Vögeln geschmückt. Trotz deren Gewicht gelang es den Damen irgendwie, mit anmutigem Schwung dahinzuschreiten.

»Wer sind die?«, wollte ich wissen.

»Die *élégantes*«, erwiderte Adrienne theatralisch. »Und ihre schneidigen Begleiter, die *gentilhommes*.«

Ich konnte nicht aufhören, sie anzustarren, doch es war egal. Sie sahen nicht einmal in unsere Richtung. Adrienne hatte recht. In unserer Klosterkleidung waren wir für sie etwa so auffällig wie Grashalme.

Gabrielle beobachtete sie nicht mit demselben Entzücken und derselben Bewunderung wie Adrienne und ich. Als ich ihren Gesichtsausdruck sah, wurde mir elend.

»Riesige Sahnetörtchen.« Gabrielle schüttelte den Kopf. »Lebensgroße Staubflocken.«

»Was?« Adrienne drehte sich um. »Wo?«

Gabrielle deutete auf die Damen auf den Wegen. »Vulkanausbrüche von Spitze. Der Puy de Dôme ist nichts dagegen«, erklärte sie und meinte damit den größten der alten Vulkane, die Aubazine umgaben.

»Gabrielle!« Adrienne hielt sich erschrocken die Hand vor den Mund und hatte die Augen aufgerissen. Ich erstarrte vor Angst, Gabrielle könnte sie beleidigt haben, sodass sie nun nichts mehr mit uns zu tun haben wollte.

Doch hinter vorgehaltener Hand versuchte Adrienne, das Lachen zu verbergen. Mit aufgesetzt ernster Stimme sagte sie: »Eines Tages werden Archäologen sie finden, für die Nachwelt bestens erhalten, wie die Leichen in Pompeji. Nur nicht unter Asche begraben, sondern unter Spitze.«

Nun lachten wir alle gemeinsam. Es fühlte sich gut an, uns über diejenigen lustig zu machen, die unsere Existenz nicht einmal wahrnahmen.

»Was müssen die für Kopfschmerzen haben, mit diesem ganzen Zeug da auf dem Hut«, sagte Gabrielle.

»Wie schön muss es sein, nichts anderes zu tun zu haben, als sich als Bonbon zu verkleiden und völlig sorgenfrei durch den Park zu spazieren«, sagte ich.

»Aber Ninette.« Adriennes Miene wurde feierlich. »Das hier ist viel mehr als ein Spaziergang durch den Park. Siehst du es nicht? Schau sie dir an, wie sie sich bewegen und sich gegenseitig Blicke zuwerfen. Siehst du, wie die Männer die Brust rausstrecken und die Damen die Herren mit klimperndem Augenaufschlag betrachten, sich gegenseitig aber nur giftige Blicke zuwerfen? Das hier ist ein Geschäft, das Geschäft der Liebe und des Umwerbens.« Seufzend fasste sie sich ans Herz. »Ist es nicht fabelhaft?«

Ich sah genauer hin und versuchte, die Augenaufschläge und Blicke zu erhaschen, doch ehe ich Gelegenheit dazu hatte, stand Adrienne auf und strich ihren Rock glatt. »Wir sollten uns auf den Heimweg machen, ehe Maman die Gendarmen nach uns ausschickt.«

Mit diesen Worten hakte sie sich bei uns unter. Doch statt direkt zum Backsteinbogen zu gehen, der zurück in die Stadt führte, steuerte sie auf einen der Kieswege zu und zog uns mit in das Schauspiel hinein, wo wir mit unterdrücktem Lachen trippelten und stolzierten, als würden eines Tages auch wir in das Geschäft der Liebe und des Werbens einsteigen.

5

Der nächste Tag war der vierzehnte Juli. Wir spazierten über den Jahrmarkt, vorbei an den Buden mit Glücksrädern und anderen Spielen, an den Bühnen mit Musik, umgeben von Jungen und Alten, die sich tummelten, so weit das Auge blickte. Alle waren da, außer den *élégantes*.

»Wo sind sie denn?«, wollte ich von Adrienne wissen. Nach dem gestrigen Spaziergang wollte ich vor allem die *élégantes* sehen. Nicht die Puppenspieler oder Männer, die versuchten, eingeölte Stangen hinaufzuklettern, um den Schinken oben zu ergattern.

»In ihren *châteaux*«, erwiderte sie auf meine Frage. »Ihren Schlössern. Sie gehen nicht auf Jahrmärkte. Jahrmärkte sind für die gewöhnlichen Leute.«

Natürlich. Deshalb waren ja auch *wir* hier.

Aber nicht mehr lange. Adrienne hatte wie immer eine bessere Idee. »Es gibt noch andere Orte, um *élégantes* zu sehen.«

Wir machten an einem *Tabac* halt, einer Art Kiosk, und kauften uns mit den Ein-Franc-Münzen, die Pépère jeder von uns für den Jahrmarkt gegeben hatte, für 50 Centimes pro Stück Zeitschriften mit schönen Damen auf der Titelseite. *Femina*, *La Vie Heureuse*, *L'Illustration*. Zurück im Haus, stiegen wir auf den Dachboden hinauf und machten es uns zwischen Getreidesäcken und Kräutern gemütlich, die von den Balken hingen. Durchs offene Fenster drangen die entfernten Klänge der Kapellen herein.

»Seht ihr?« Adrienne hielt die Zeitschriften hoch. »Hier sind unsere *élégantes*. Alles, was wir brauchen.«

»Brauchen?«, wiederholte Gabrielle. »Wofür?«

Adrienne lächelte. »Um eine *élégante* zu werden, natürlich.«

Gabrielle und ich wechselten einen Blick. *Wir* könnten zu *élégantes* werden?

Adrienne blätterte eine Zeitschrift durch, und da waren sie, die Damen und Herren der feinen Gesellschaft, die Adrienne »*la haute*« nannte. Seite sechs: *élégantes*, die Arm in Arm durch den Bois de Boulogne spazierten, während attraktive *gentilhommes* mit flotten Schnauzbärten sie beobachteten. Seite acht: *élégantes*, die sich zu Wohltätigkeitsveranstaltungen in den exklusivsten Pariser Salons versammelten und kleinen Mädchen in Rüschenkleidern Blumen abkauften. Seiten elf und vierzehn und fünfzehn: *élégantes*, die sich in den neuesten Kreationen der großen Modeschöpfer präsentierten.

»Seht euch nur diese Frisuren an.« Adrienne zeigte auf die glänzenden Seiten. »Ist das nicht elegant? Später hole ich meine Haarnadeln, und dann schauen wir mal, ob wir das nachmachen können. Oh, und dieser Hut hier - bezaubernd! Meine Schwester Julia kauft schlichte Strohhüte und dekoriert sie dann selbst. Ich glaube, den hier könnte sie nachmachen.«

Wir teilten uns eine Schere. Adrienne und ich schnitten die Hochzeitsfotos aus, die Bräute umklammerten Blumensträuße. Neben ihnen stand ihr Bräutigam, groß und stolz in Militäruniform mit Bändern und Schärpen und Medaillen. Wie fühlte es sich wohl an, so ausgezeichnet zu sein, mit goldenen Sternen und Sonnen auf der Brust?

Julia-Berthe schnitt ein Foto der Königin von Rumänien und ihren Kindern aus, fein herausgeputzte kleine Mädchen mit glänzenden Haaren und dem gleichgültigen Blick der Verwöhnten. Saubere, plüschige kleine Hunde saßen zu

ihren Füßen oder auf ihrem Schoß, nicht die wilden Streuner, an die wir gewöhnt waren.

Es gab Artikel über Theaterstücke, Bilder von Schauspielerinnen in dramatischen Posen, die Augen weit aufgerissen und voll Emotion. Die sammelte Gabrielle.

Es fühlte sich an, als hätte sich ein schwerer Vorhang gehoben. Dank der Zeitschriften waren die *élégantes* nicht mehr nur ein flüchtiger Anblick im Park, ein verschwommener Eindruck aus weißer Spitze und Sonnenschirmen, den wir nie wiedersehen würden. Diese *élégantes* hier konnten wir behalten, ausschneiden, studieren, in leere Bonbondosen legen, die Adrienne aus einem von Mémères Stapeln für uns gerettet hatte, »weil es dann leichter ist, sie ins Kloster zu schmuggeln«. Statt das Leben der Heiligen zu imitieren, wie es die Nonnen wollten, konnten wir nun das Leben der *élégantes* nachahmen, ihren Stil, ihre Haltung, ihre Miene, alles an ihnen.

Als es langsam Abend wurde, versuchte ich, den Gedanken zu verdrängen, dass wir am nächsten Tag zurückfahren mussten. Trotzdem senkte sich die Schwere nach und nach auf mich herab, als hätte sie nur wie eine Wolke Stechmücken hinter mir geschwebt. Nur Julia-Berthe, die sich darum sorgte, dass niemand die Vögel im Klostergarten gefüttert hatte, war bereit zurückzukehren.

Adrienne versprach, dass wir sie wiedersehen würden. Zu jedem Festtag, sagte sie, würden wir nach Clermont-Ferrand kommen. Außerdem gab sie uns ein Andenken mit: Monsieur Decourcelle.

»Aber wer ist das?«, fragte ich flüsternd, da Julia-Berthe inzwischen tief und fest schlief.

»Ein Schriftsteller«, antwortete Adrienne. »Von dem habt ihr doch sicher schon gehört.«

»Wenn es kein Heiliger oder Apostel ist, dann bestimmt nicht«, meinte Gabrielle. »Dafür sorgen die Nonnen.«

»Aber ihr müsst Monsieur Decourcelle kennen!« Adrienne war fassungslos. »Das Leben ist nicht lebenswert ohne ihn. Er hat *Die Kammer der Liebe* geschrieben und *Die Frau, die ihre Tränen unterdrückt* und *Brünett und Blond*. Ich könnte noch ewig weitermachen. Er schreibt über Klosterschülerinnen, die Grafen heiraten, und Bauernmädchen, die Königinnen der Pariser Gesellschaft werden. Die Armen werden reich, die Reichen werden arm. *Voilà*. Man kann die Bücher einfach nicht aus der Hand legen.«

Draußen krachte plötzlich eine Explosion und schreckte uns auf. Das Feuerwerk hatte begonnen. Aus dem winzigen Fenster der Dachkammer beobachteten wir, wie die flackernden Teilchen in der Ferne funkelten und blitzten wie elektrischer Schnee.

»Klosterschülerinnen, die Grafen heiraten?«, fragte ich. Ich konnte den Blick nicht von den funkelnden Lichtern abwenden.

»Das sind doch bloß Geschichten«, sagte Gabrielle.

Ich ignorierte sie und wandte mich stattdessen an Adrienne. »Wo können wir diese Geschichten finden?«

Sie griff in ihre Tasche und zog ein kleines Büchlein heraus. »Sie erscheinen Kapitel für Kapitel in den Zeitschriften. Man nennt sie *mélos*. Melodramen. Meine Schwester Julia sammelt sie. Sie wartet jede Woche auf die nächste Folge, und wenn sie alle hat, näht sie sie zusammen und schenkt sie mir. Das hier ist *Das tanzende Mädchen aus dem Kloster*. Eine reiche, schöne Ballerina von der Pariser Oper gibt alles auf, um Nonne zu werden und in ein Kloster einzutreten und ...«

Gabrielle schnaubte. »Das würde niemand freiwillig tun.«

»Schhhh«, machte ich, verärgert über ihre Unterbrechung.

»... sie schenkt all ihre weltlichen Güter einem hübschen Bauernmädchen. Das Bauernmädchen zieht nach Paris und

führt nun das Leben der Ballerina voller Reichtum, gut aussehender Verehrer, Schmuck und Seidenkleider. Sie wird der Stolz der Stadt und rettet ihre Familie vor dem Armenhaus. Das Buch ist voll von Leidenschaft und Romantik. Sie tragen die edelsten Kostüme und wohnen in den luxuriösesten Villen.«

Ich seufzte unweigerlich. Vor dem Fenster zischten wieder Silber- und Goldstreifen durch den Himmel.

»Erlauben die Nonnen in Moulins solche Geschichten?«, erkundigte ich mich.

Adrienne schüttelte den Kopf. »Ich habe meine Verstecke. Irgendwo gibt es immer ein loses Dielenbrett. Und jetzt wirst du auch eines finden müssen. Nimm es mit nach Aubazine, Ninette. Ich bin damit durch. Und vielleicht können wir drei – du, ich und Monsieur Decourcelle – Gabrielle davon überzeugen, dass eine Klosterschülerin wirklich einen Grafen heiraten kann.«

In dieser Nacht wurde ich in meinen Träumen nicht von Geistern heimgesucht oder von meiner Mutter, kalt und grau auf einer Bahre. Stattdessen war ich wieder im Park, in mehrere Lagen feinsten Spitze gehüllt, als wäre ich etwas Schützenswertes, etwas Wertvolles. Ein Miniaturgarten thronte auf meinem Kopf, während ich durch die Gegend stolzierte, stattliche *gentilhommes* mit nutzlosen Gehstöcken an meiner Seite. Ich war eine *élégante*. Ich war eine Heldin in einem *mélo* von Decourcelle. Ich war »etwas Besseres«.

Es war so viel leichter zu träumen, wenn man wusste, wovon.

6

»Was machst du da?«, fuhr ich Gabrielle im Dämmerlicht des Klosterdachbodens mit seinen tanzenden Staubflocken entsetzt an. Wir hatten *Die tanzende Klosterschülerin* unter einem Dielenbrett versteckt, genau wie Adrienne es vorgeschlagen hatte, und nun saß Gabrielle hier und löste die Bindung des Buches.

»Pssst.« Sie warf einen Blick Richtung Tür. »Dich kann ja das gesamte Zentralmassiv hören. Entspann dich. Ich tu das hier für uns. Auf diese Weise können wir lesen, wann immer wir wollen.« Sie nahm ein paar Seiten und steckte sie in ihre Tasche. »Wir nehmen sie mit in den Unterricht, raus auf den Hof, wo immer wir hingehen. Wir verstecken sie in unseren Aufsatzheften und Geschichtsbüchern. Das werden die Nonnen nie bemerken. Verstehst du nicht, Ninette?«, sagte sie, und ein schelmisches Lächeln breitete sich auf ihrem Gesicht aus. »So können wir den ganzen Tag Decourcelle lesen.«

Wir. Es hatte nicht lange gedauert, bis Decourcelle auch Gabrielle in seinen Bann gezogen hatte.

Die aufgetrennten Seiten mit seinen eher irdischen Leidenschaften legten wir nun zwischen die Geschichten über Frömmigkeit und Verfolgung in *Das Leben der Heiligen* und tauschten sie aus, sobald wir damit fertig waren. *Er* war unser Lehrer, nicht die Heiligen oder die Nonnen. Wir lasen in unserer wenigen freien Zeit. Wir lasen während der Ruhepausen. Wir lasen, wann immer wir konnten, so viel, dass wir den anderen Mädchen von den Nonnen als gutes Beispiel vorgehalten wurden.

»Margueritte, hör auf, in die Luft zu starren«, sagte die Mutter Oberin zum Beispiel. »Sieh dir Gabrielle an, wie aufmerksam sie liest.«

Oder: »Pierette, wach auf! Das Buch ist dir in den Schoß gefallen! Warum kannst du nicht wie Antoinette sein?«

Julia-Berthe weihten wir in unser Geheimnis nicht ein. Sie, die immer brav die Regeln befolgte, wäre nicht in der Lage gewesen, den Mund zu halten, sondern hätte alles in einem Anfall überwältigender Schuldgefühle gestanden. Aber abends vor dem Einschlafen kroch ich zu ihr ins Bett und erzählte ihr Geschichten aus *Die tanzende Klosterschülerin* und betete, dass sie wie ich statt von unserer Mutter von Ballerinas, gut aussehenden Grafen und Liebe auf den ersten Blick träumen würde.

Genau wie Adrienne es versprochen hatte, wurden wir nach dem vierzehnten Juli im August zu Mariä Himmelfahrt wieder nach Clermont-Ferrand eingeladen und dann wieder zu Allerheiligen im November. Zu Weihnachten und dann zu Mariä Lichtmess im Februar. Jedes Mal kauften wir weitere Zeitschriften, um auf dem Laufenden zu bleiben, was die aktuelle Mode anging. Wir schnitten neue Bilder aus und nahmen neue *mélos* mit nach Aubazine. *Das Zimmer der Liebe. Die Frau, die ihre Tränen unterdrückt. Brünett und Blond.* Im selben Maß, wie unsere geheime Bibliothek wuchs, eröffneten sich neue Möglichkeiten und erweiterte sich unser Horizont.

Als wir im darauffolgenden April zu Ostern dort waren, regnete es wie *les vaches qui pissant*, wie Pépère gerne sagte, wie pissende Kühe, sodass wir im Haus blieben. Er gab jeder von uns eine Münze, dann ging er ins Café. Mémère war nicht da, also hatten wir Mädchen das Haus für uns allein.